

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Schwamm drüber, Bruderherz!“ rief Karl Zburotschin und umarmte ihn, denn er war schon wieder rosiger Laune. „Es war eine Dummheit von mir. Ich hab's eingesehen. Setz dich! Trini! Du sollst nicht zu kurz kommen!“

„Ich sitz nämlich in einer eßlichen Brenne!“ stöhnte Hugo. „Ich habe meinem Vater versprochen, nichts mehr von ihm anzunehmen.“

„Menschenkind, Bruderherz!“ schrie Karl Zburotschin und ließ ihm dröhnend die Faust auf den Rücken fallen. „Keine Sorge. Du kriegst deinen Wechsel. Ich laß dich studieren. Ich kann mir's leisten!“

Hugo fiel ein schwerer Stein vom Herzen, und er sah nicht länger auf glühenden Kohlen. Franz Wiegelt mußte immer frische Flaschen heranziehen, denn Karl Zburotschin und Hugo hatten beide einen triftigen Grund, sich schwer zu begeben. Moriz Gassel hielt zur Gesellschaft mit, wenn's ihm auch nicht leicht wurde. Aber es waren ja Ferien! Franz Wiegelt hatte leider keinen Sekt. Sie mußten sich mit Rotzpon begnügen, die Flasche zu zwei Mark fünfzig.

„Ich muß mein Testament ändern!“ brüllte Karl Zburotschin, als es zu dunkeln begann. „Was soll ich mit dem verdammten Geld machen. Ein gutes Werk will ich tun. Proßt, ihr Brüder, Proßt! Eine halbe Million schreib ich auf das Gut für den Baron. Fürchtegott Freitscher kriegt dreißigtausend.“

„Und ich?“ fragte Hugo. „Ich möcht eine Zeitung für Individualisten gründen.“

„Was für'n Ding?“ schrie ihn Karl Zburotschin an, aber er verstand das Wort doch nicht, obgleich es ihm Hugo dreimal silbenweise ins Ohr brüllte.

„Das muß was ganz Verrücktes sein!“ konstatierte er dann. „Langen fünfzigtausend?“

„Hunderttausend!“ schlug Hugo vor. „Und das bald. Zwanzig Jahre kann ich nicht warten.“

„Das sollst du nicht, Bruderherz!“ gelobte Karl Zburotschin. „Wenn's ein gutes Werk ist, dann tu ich's gerne. Komm mal übermorgen zu mir. Und du, Schulmeisterlein?“ „Ach, ich!“ seufzte Moriz Gassel und ließ seine Wünsche fliegen. „Wenn ich das nötige Kleingeld hätte, kaufte ich mir ein Gut von zweihundert Morgen. Primaboden. Und da würde ich Saatgetreide ziehen. Prima Sorte A. I mit dem Stern. Denn gerade beim Saatgut, da fehlt's am meisten.“

Und dann fing er an zu dozieren, daß Karl Zburotschin die Augen zufließen. Hugo hörte überhaupt nicht zu, er dachte an seine Zeitung für Individualisten.

„Schön!“ sprach Karl Zburotschin, als Moriz Gassel mit seiner Abhandlung über die Notwendigkeit der Verede-

lung des Saatgutes fertig war. „Das sollst du haben. Auch hunderttausend Mark bar auf den Tisch. Das ist ein gutes Werk. Du sollst keine Schulkinder mehr prügeln müssen. Und das andere, was übrig bleibt, das vermach ich —“

Hedwig! wollte er sagen, aber er verschwieg den Namen, weil Thomas Hauschild hereintrat und um die Erlaubnis bat, sich an den Tisch setzen zu dürfen. Karl Zburotschin betrachtete ihn mit argwöhnischen Blicken.

„Sehen Sie sich ran!“ munterte ihn Hugo auf. „Karl Zburotschin ist grade beim Erbschaftsverteilen. Wollen Sie auch was haben?“

„Wenn ich was kriege!“ lachte Thomas Hauschild.

„Was wollen Sie denn damit machen?“ fragte Karl Zburotschin neugierig.

„Ich kauf mir ein Gut und züchte Pferde,“ sprach der Gehilfe schnell. „Beste Rasse. So ein schöner, kaltblütiger Schlag fürs Land soll's werden.“

Und dann predigte er, ähnlich wie vorhin Moriz Gassel, über die Notwendigkeit der Aufbesserung der Pferderassen.

„Abgemacht!“ schrie Karl Zburotschin und reichte ihm die Hand. „Du sollst auch hunderttausend haben. Ich mach Ernst! Ich kann mir den Spaß leisten. Und in einem Jahr komm ich mit euern Kram anhehen. Bin neugierig, wer's dann am weitesten gebracht hat.“

Und damit hob ein Zechgelage an, das erst kurz vor Mitternacht beendet wurde. Denn der Rotzpon ging endlich aus. Karl Zburotschin konnte nur schwer auf die Füße kommen. Als er aber erst stand, blieb er auch stehen. Hugo und Thomas griffen ihm unter die Arme und führten ihn hinaus. Moriz Gassel machte den Beschluß. Am Himmel hing die schmale Mondsichel und leuchtete. Hugo verabschiedete sich zuerst. Er sah Pelagia Dubin am Zaune des Pfarrgartens und schwenkte zu ihr hinüber. Daniel Puppach, der im Schatten gestanden hatte, schlug sich seitwärts in die Büsche. Auch Thomas Hauschild hielt nicht lange aus. An der ersten Waldecke drückte er sich. Moriz Gassel aber blieb an Karl Zburotschins Seite bis an die Brihlauer Grenze.

Karl Zburotschin sah nicht mehr deutlich, was er sprach, schwanke heftig und wurde endlich bodbeinig. Er verlangte, allein zu gehen. Doch Moriz Gassel wollte ihn nicht loslassen.

„Schulmeisterlein!“ schrie er wild und verdröhte die Augen. „Du willst mich schulmeistern! Marsch zurück! Ich find meinen Weg allein.“

Moriz Gassel ließ ihn los, nahm höflich Abschied und sah Karl Zburotschin eine ganze Weile nach, wie er den schmalen Fußsteig herüber- und hinüberschwankte, aber immer wieder die rechte Richtung fand.

Da wandte sich Moriz Gassel und lehrte nach Brihlauer zurück.

Karl Zburotschin aber strebte nach seiner Stiefvaterstadt. In seinem Hirn überschlugen sich die Gedanken. Bald sah er Hedwig, bald sein Testament, bald die drei jungen Leute, mit denen er gezecht hatte, und bald den Baron.

Der Voratz, ein gutes Werk zu tun, wüßte über die reine Berechnung, mit der er Bartenstein und Levifohn die Würmer aus der Nase ziehen wollte. Die drei jungen Kerls da drüben in Brixkawe gefielen ihm sehr. Das sollten seine Söhne sein. Und er wollte sie abwechselnd besuchen, um zu sehen, wie sie sich vorwärts brachten. Das war doch gewiß ein gutes Werk. Damit würde Hedwig schon einverstanden sein. Und sie bekam den Rest des Vermögens.

Bums! rannte er gegen einen Baum, daß ihm der Schädel brummt, und ihm fast schwindlig wurde. Aber das scherte ihn nicht. Er mit seiner eisernen Gesundheit konnte sich das schon leisten.

Und er torkelte weiter und rechnete den Rest aus, der auf Hedwig kommen würde. Da hatte er die Lichtung erreicht, in der die kleine Kolonie Tiergarten lag. Der Mondenschein glitzerte auf den vollen Wassergräben.

Vergab ging es etwas schneller.

Da war die Brücke.

Jetzt stolperte er über den Stein, flog nach vorn, schlug gegen das morsche Geländer, das mit einem Knacks brach, und stürzte der Länge nach in den tiefen Graben.

Da blieb er liegen, bis man ihn am nächsten Morgen nach Zdurotschin brachte.

Er hatte das Testament nicht mehr ändern können.

Am vierten Tage nach Ostern begrub man ihn unter der Beteiligung aller Bürger und unter dem Gesäut aller Glocken. Der Bürgermeister hielt am Grabe eine tiefempfundene Rede, worin er die hohen Vorzüge des Verstorbenen pries, ihn den Wohltäter der Stadt nannte, seinen unvorhergesehenen Tod bitter beklagte und ihm ein „Ruhe sanft!“ nachrief. Dann ließ der Gesangsverein eine gefühlvolle Motette hören, wobei der lange Gesangsvereinschuster seinen ersten Tenor nach Möglichkeit zählte. Alle aber dachten an das Testament, besonders Hugo Knorred, der mitten unter der Menge der Leidtragenden stand wie ein Bauer, dem alle Schoten verhängelt waren. Auch Hedwig und Moritz Gassel hatten sich ihm angeschlossen, hielten sich aber etwas abseits.

Am nächsten Tage schon wurde, durch die beschleunigende Vermittlung des Bürgermeisters, das Testament eröffnet. Und der Notar las, während eine andächtige Menge zu seinen Füßen saß.

„Ich bestimme, daß mein Vermögen im Betrage von 3005788 Mark zu gleichen Teilen unter die jungen Ehepaare zur Verteilung kommt, die sich in dem meinem Tode folgenden halben Jahre zusammenfinden. Die Bedingung ist, daß der weibliche Teil aus Zdurotschin stammt, und daß sich das Paar verpflichtet, mindestens zwanzig Jahre in meiner lieben Stiefvaterstadt zu wohnen.“

Schon am nächsten Tage waren siebenunddreißig Paare aufgeboten. Aber dabei blieb es nicht. Bald war kein junges Mädchen mehr zu haben. Die Glücksritter, die von allen Seiten herbeiströmten, wagten sich an die älteren und ältesten Register. Endlich mußten die Witwen daran glauben, und sogar ein paar Schwiegermütter waren darunter. Noch lange vor Ablauf der Frist fand sich in Zdurotschin kein unverlobtes Mädchen zwischen sechzehn und fünfzig Jahren. Der Standesbeamte raufte sich vor Verzweiflung die Haare. Und jede neue Ehe, die auf Karl Zdurotschins Testament hin geschlossen wurde, war von den Verwünschungen der Vorgänger und Vorgängerinnen begleitet. Denn die Anteile schrumpften immer mehr zusammen. Und als dann der Termin abgelaufen war, kam auf jedes der dreihundert-siebzehn frischen Ehepaare noch nicht ganz behntausend Mark.

### XIII.

Hugo ging eine ganze Woche umher, als trüge er sich mit Selbstmordgedanken, geriet bei Franz Wiegelt, wo er tagtäglich Trost im Frechten suchte, immer tiefer in die Kreide und wich seinem Vater geflüstert aus.

August Knorred sah es sich noch drei Tage in Geduld an, dann nahm er sich seinen Erstgeborenen auf der Seite und verlas ihm gründlich die Leviten über diese nichtswürdige Faulenzerei.

„Hier hast du das Reisegeld und noch zwanzig Mark extra!“ rief er zornig. „Und jetz mach, daß du fortkommst!“

Hugo steckte das Geld ein und setzte seine trübseligste Miene auf.

„Oder willst du etwa dein Wort zurückhaben?“ reizte ihn der Vater.

„Nein!“ begehrte Hugo auf, und sein Stolz empörte sich.

„Da schön!“ meinte August Knorred befriedigt. „Da

wollen wir uns übers Jahr um diese Zeit wieder sprechen.“ Damit ging er hinaus.

Die Mutter aber hatte im Nebenzimmer gelauscht, huschte herein und wollte Hugo, der noch immer tiefbetrübt da saß, ein paar heimlich ersparte Goldstücke aufdrängen.

„Nein!“ sprach er und schob sie zurück. „Ich nehme nichts! Ich hab's Vater versprochen. Ist mein Koffer gepackt? Ich reise morgen.“

Frau Knorred füllte mit Seufzen die weiten Räume des Federkoffers und wollte das zurückgewiesene Geld darin verstopfen. Aber es war ihr nicht sicher genug. Sie wollte es lieber mit der Post schicken.

Hugo suchte Hedwig auf und klagte ihr sein Leid. Besonders die Schulden bei Franz Wiegelt lagen ihm schwer auf dem Gewissen.

„Wieviel ist es denn?“ fragte sie schnell.

„Ungefähr dreißig Mark.“

„Na hör' mal,“ meinte sie ärgerlich, „das ist ein ganzer Happen.“

„Bezahlt muß es werden!“ entschied er und machte ein ganz jammervolles Gesicht. „Vom Reisegeld kann ich's nicht nehmen, sonst komm ich kaum bis Berlin. Von Mutter darf ich auch nichts mehr annehmen, und Schulden mag ich auch nicht machen!“

„Wirklich, Hugo!“ rief sie glücklich. „Dann werde ich die dreißig Mark bezahlen. Aber dann mußt du auch fleißig sein und dich auf deine eignen Füße stellen!“

Das versprach er ihr denn und fuhr am nächsten Morgen mit seinem Koffer auf dem Korbwägelchen nach Zdurotschin. Daniel Zuppach kutscherte und pfiß auf dem Heimweg vor Vergnügen, daß er diesen gefährlichen Nebenbuhler bei Pelagia Dabin endlich los war.

Drei Tage später schickte Frau Knorred das Geld, im Betrage von einhundertzwanzig Mark, nach Halle. Acht Tage später kam die Postanweisung mit dem Vermert „Annahme verweigert“ zurück, nachdem sie den Umweg über Berlin gemacht hatte. Die gute Mutter war todunglücklich. Zum Unglück fiel die Postanweisung auch August Knorred in die Hände. Er nickte befriedigt.

„Sei gut, Mutter!“ tröstete er seine Frau. „Er wird sich schon durchbeißen. Es steckt doch ein guter Kern in dem Jungen.“

Seitdem hörten sie von Hugo nichts mehr. Nur hin und wieder erhielten sie eine Postkarte aus Berlin, auf der et durch Unterschrift sein Leben bescheinigte.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie Wolfram Bewern wieder zu seiner Mutter kam.

Ein Kriegserlebnis.

Erzählt von L. Malten.

Wolfram . . . ! Nie würde er den Ton vergessen. Auch im wildesten Toben der Schlacht wird ihm die Stimme der Mutter wiederkehren, wie sie ihn zurückrief, als er davonstürmte . . . ein Geächter . . . ein Verjagter.

Wie sie sich wohl absand damit? Bah! Er würde ihr's schon klar machen, der Herr Stiefvater, der ihn aus dem Hause gejagt hatte, um der freilich schlimmen Spielschuld, die die Mutter aus Eigenem nicht allein decken konnte . . . Der Krämer . . .

Und nun steht Wolfram vor dem Feind. Alles ist leer in ihm. Neben ihm betet ein blutjunges Mädchen von kaum 18 Jahren sein Abendgebet. Er lacht bitter. Wer das auch noch könnte! Ihm ist's längst abhanden gekommen. Dieses löstlich beruhigende Sich-Hineinbetten in Christi Schmerz und Liebe, wenn der Tag zu Rüste ging.

Mit offenen Augen liegt er auf seinem Posten im Schützengraben. Der Junge, da neben ihm, trägt den Abglanz eines friedlichen Elternhauses auf dem hellen Gesicht. Beneidenswert! denkt Wolfram. Aber er strafft sich sofort in Abwehr gegen sentimentale Anwandlungen. Dazu ist jetzt keine Zeit. Da drüben irgendwo lauert der Feind. Die Patrouille ist unterwegs, um seine Stellung auszukundschaften.

Mitternacht. Wie seltsam. In der tiefen Dunkelheit um ihn ist's ihm plötzlich, als wäre ein großer heller Ausschnitt . . . Ein sommerliches Zimmer, durch dessen breite Gartentüren und Fenster die Bäume hereinblicken und der Weinstock mit den dunkelblauen Trauben, auf denen der Silbertau liegt. Und weiter hinten die goldgelben Wieswege, deren Ränder dunkler Buchsbaum säumt. Und droben auf der Höhe das alte Schloß mit seinen Türmen und den großen Bogenfenstern, deren Scheiben das Sonnengold aufsaugen und glänzend ins Tal hinunter schauen, über die gewundenen Wege fort, über den dicken Buchenwald, wo in den Eichen

alte deutsche Weiber rauschen und der Wn gespenstlich über die Baumkronen streicht.

Seine Heimat. Und durch den Garten schreitet eine hochgewachsene blonde Frau. Just so blondes Haar wie das des jungen Kriegsfreiwilligen, da neben ihm, schmiegt sich um ihre Stirn nur von hellen Silberfäden ist's durchschossen. Und er sieht ihre weissen Hände mit den blauen Aederchen auf dem Rücken, wie sie sie fest gegen die Schläfen drückt. Ach diese Hände! Wie warm sie sich um seine Kinderhäute legen konnten und sie zum Gehorsam zwingen. . . . zum Stillliegen. . . . zum Beten. Und jetzt drücken sie die schmerzenden Schläfen, in denen die Sehnsucht nach ihrem Einzigem hämmert. Und die Angst um sein junges Leben. Und die Verzweiflung um seine Seele.

Mutter Die tiefe innere Not stößt den teuren Namen aus seiner Brust. Wer nun er's anruft, verschwindet das Bild. Ihn überriefelt es selbstsam — dieses Entrücktsein aus der Gegenwart. Er hat doch nicht geträumt? Er liegt doch mit weit offenen Augen und späht hinüber über das weite Gelände nach des Feindes Spur? Aber er braucht stärkere Gewissheiten, daß er fernab der Heimat im Feindeslande ist. Er schaltet die elektrische Taschenlampe ein.

Da steht er wieder den blonden Jungen, der in ihm die Heimat aufgeweckt hat. Wie er daliegt auf dem unpraktischen Lager mit seinem frommen Lächeln auf dem Kindergesicht.

Bewegung im Schützengraben. Das Telefon schlägt an. Die Patrouille ist zurück. Drüben liegt der Feind. „Eingegraben, in starker Uebermacht,“ sagt der Patrouillenführer. Sie sind alle heil zurück. Die Deckung des linken Flügels ist angefallen. Wer noch ist keine Meldung da, ob Hilfe zu erwarten ist. Das Telefon. Major von B. sagt an: „Größte Vorsicht zu beobachten. Niemand rühre sich. Kein Licht merken lassen.“

Wolfram hat seine Laterne längst wieder ausgeschaltet. So tief, wie er liegt, konnte niemand eine helle Stelle spüren von denen da drüben. Sein Herz pocht in Ungebuld. Ein Angriff wäre ihm gerade recht. Ein wohlthätiger Schluß. Und alle Qual hätte ein Ende. Für ihn. . . . Aber die anderen. . . . Alle die jungen, mutigen Kinderherzen um ihn herum. . . . Hunderte von Kriegsfreiwilligen. . . . Und alle diese Mütter.

Neue Bewegung. Das Telefon. „Die Verstärkung ist unterwegs. Größte Vorsicht, bis wir beisammen sind. Sie benutzen den Laufgraben nördlich V. Dann sind wir in der Uebermacht. Es geht um den wichtigsten Stützpunkt bei Y. Weitere Meldung erwarten.“

Wolfram legt den Hörer zurück. Je näher die Gefahr kommt, je stiller wird es in ihm. Eiseskühl. Erst wenn er den Feind sieht, glüht's wieder in ihm auf. Er war schon in drei großen Schlachten. Sah alles um sich fallen — und stand. „Ja. . . . Wer auf die Kugel wartet, den meidet sie,“ hatte ein alter 1870er gesagt. Das mußte wohl wahr sein.

Granaten fliegen. Das Knattern der Maschinengewehre weckt die Schläfer. „Alles in Bereitschaft?“ sagt Major von B. an. „In Befehl, Herr Major!“

„Wie frech die Wände da drüben wird,“ brummt ein Landwehmann und droht mit dem Gewehr. Schrapnellfeuer antwortet ihm.

„Seitengewehr aufgepflanzt, Sturmangriff!“

Wie ein riesiger unübersehbarer Ameisenhaufen, der sich plötzlich auflösend übers Gefilde hinzieht. So hier. Unerhörtes Lärmen. Das Krachen der Geschütze. Das Fluchen und Toben der Feinde. Das wilde jauchzende Stürmen der jungen, heldenmütigen Krieger. Und dann mitten im Vorwärtstagen aus tausend Kehlen: Deutschland, Deutschland über alles —

Ende der Schlacht nach tags- und nächtelangen Ringen. „Sieg auf der ganzen Linie!“ sagte eine Stimme neben Wolfram. Der Landwehmann ist's. „Freche Wände!“ murrert er mit grimmigem Lachen. „Guch haben wir's befragt.“

„Sie bluten ja, Kamerad,“ sagt Wolfram und will ihn fassen. „Nicht der Rede wert, Herr Leutnant,“ antwortet der Mann. „Da, hier ist mehr.“ Und seine Rechte, die unverwundet blieb, zeigte auf die Gefallenen und Verwundeten.

Die Sanitäter sind an der Arbeit. Da heben sie einen blonden Jungen auf die Bahre. Wie Wolfram das Herz schlägt, als er's sieht. Der eine Mann stellt die Stäbe zur Erde und wendet sich auf den Ruf des Arztes zu einer anderen Gruppe, wo er nötiger ist. Wolfram tritt für ihn ein. Sie tragen den blonden Jungen hinaus aus der Gefechtslinie.

Wolfram kniet neben ihm. Ihm ist so eigen in seiner unbeholfenen Härlichkeit um das junge Leben. So wunderbar ein Gefühl, daß da etwas ist, das ihn braucht, etwas — das man lieb haben kann. Ein Kind — ein Bruder. Und er beugt sich hinunter und läßt seine Hand über die blonde Stirn.

Mutter. . . . ruft, da er die Berührung spürt, der junge blasse Mund. Und so schmachthaltig, gäudurdweht klingen die Stimme.

Ein heißer Schauer durchbebt die Brust des Kriegers. „Unser Vater in dem — Himmel — Dein — Name — werde geheiligt — — Bete doch mit — mir — Mütterlein — — wie immer.“

Die feine weisse Hand tastet und sucht. . . . Wolfram umschleicht sie mit der seinen, die der Krieg schon rauh gemacht, fest — ganz fest.

Ein selig glückliches Lächeln haucht über das junge Heldeugesicht und seine Lippen bewegen sich leise: „Dein Reich komme.“

Dein — Mille geschehe auf Erden — wie im Himmel — — Wolfram erbebt. „Ich höre dich — ja — nicht, Mütterlein,“ klingt die junge Stimme und ihr Atem wird immer schwächer.

„Unser täglich Brot gib uns heute,“ betet Wolfram, während ihm das Blut in die Stirn steigt. Ungehört nahm er alltdig ich sein Brot — und nun lehrt ihn dieses Heldenkind aufs neue darum bitten.

„Und vergib uns unsre Schulden —“ da stößt der junge Mund — wäre auch da ein unbegliches Konto in der jungen Seele. . . . ?

„Wie wir unsern Schuldigern vergeben.“ Es zieht wie eine heisse Gewalt durch Wolframs Brust und reißt ihm die Worte heraus, während seine Rechte die zuckende Hand des Sterbenden umschleicht. Nun bliden ihn zwei blaue Kinderaugen an, schon halb im Hinübergehen. Da hebt er den jungen Leib, der sich ihm entgegenbeugt, bettet ihn an seine Brust, und sie beten beide zusammen laut zu Ende.

Nur das Amen sagt Wolfram allein. . . . Da ist die junge Seele schon entflohen.

Es ist Nacht. Die Kameraden schlafen. Die Tage und Nächte, die hinter ihnen allen liegen, waren hart und sauer. Nun haben sie ihre Kameraden in die kühle Erde gebettet. Da draußen schlafen sie, Freund und Feind in einem Bett.

Wolfram stößt sein Kreuzlicht und schreilt. Vor ihm liegen die Briefe und Schmutzgegenstände mit den Bildern vereint, die er aus der Brusttasche des Sterbenden genommen. „Es war ein seltsames Ende, gnädige Frau, das Ihr heldenhaftes Kind gefunden. Sein Herz war ganz bei Ihnen und seinem Herrgott. Und an der Hand der Mutter trat er in seines himmlischen Vaters Haus.“

Und dann folgen Worte des Beileids und der Begleitung zu den Gegenständen, die er an die arme Mutter sendet, die nichts weiter von ihrem Jungen — mehr wiedersehen wird. . . . Bieleicht auch ein Einziger. . . . wie er?

Still liegt er auf seinem Bett. Niemand steht ihn. Er wartet. Um das junge Heldeugesicht, das still geworden ist? Nein. Ihm ist's, als wäre er es selbst, der da draußen in der kühlen Erde liegt, mit dem Kindergebet auf den erstarrten Lippen. . . . mit dem Bilde der Mutter in den gebrochenen Augen.

Und ist's denn nicht so! Ist es nicht seine Jugend, die so rein war wie die des Kindes und so gottdurchhaucht! Und so tief gebettet in der Mutter Degen! Und die nun gestorben ist. . . . ?

Wolfram weint. . . . Aber er ist sich dieser Tränen nicht bewußt. Sie rinnen wie Berlen, die sich aus harter Schale losgerissen, über sein gebräuntes, von den Strapazen schwerer Schlachten scharf markirtes Angesicht.

Und wieder ist's ihm, als sähe er in der Dunkelheit um ihn einen hellen Ausschnitt. . . . Sein Stübchen dahinc mit den hellen Kirschholzmöbeln. . . . Durch die weissen Mullvorhänge dringt das morgenbliche Sonnenlicht. Gerade über sein Kinderbett, das noch so frisch wie vor Jahren — fällt ein heller Sonnenstrahl. . . . fällt auf das blonde Haar einer Frau, die bleich und still vor diesem kleinen Jungensbett sitzt, die Hände fest verschränkt und mit trostlosen Augen auf die leeren Pissen starrt.

Da reißt Wolfram sich empor vom Lager, das ihn brennt wie ein Messusgamb. Er zündet das Licht an, zieht das Schreibzeug hervor, und schreibt nach langen, langen Wochen den ersten Brief an seine Mutter: „Du einzig gute Mutter, Gott war mit mir bis zu dieser Stunde. . . .“

### Vermischtes.

\* Der richtige Engländer. Vor mehreren Jahren hatte, wie wir in der bekannten „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ (Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft, Stuttgart) lesen, ein Einwohner von Basel nach längeren vergeblichen Versuchen endlich das Oberhorn glücklich bestiegen. In der Freude seines Herzens stellte er aus einem dünnen Ast und seinem blauweidenen Halbtuche eine Art Banner her und pflanzte es in den Schnee. Als er dies nach dem Abstieg an der Wirtstafel anderen Reisenden erzählte, sagte er lachend hinzu: „Ich kam mir vor wie ein Weltreisender, der ein neu entdecktes Gebiet für sein Vaterland mit Beschlag belegt.“ Ein Engländer, der gleichfalls an der Wirtstafel gesessen hatte, war dieser Rede aufmerksam gefolgt. Am anderen Morgen trat er den Aufstieg nach derselben Bergspitze an, während der Baseler nach Hause zurückkehrte. Einige Tage darauf erhielt letzterer nun mit der Post ein Paket, in dem er zu seinem Staunen das blauweidene Plagenhalbtuch vorfand und dazu eine Karte jenes Engländer's, mit dem er im gleichen Gasthof gewohnt hatte. Auf der Karte standen die Worte: „Ihr Tuch erhalten Sie hiermit zurück. Ich habe auf dem Oberhorn die englische Plagge aufgepflanzt.“ Daß diese nicht lange da oben wehte, dafür sorgte natürlich der wackere Baseler.

\* Die Fahnen und Landesfarben der kriegsführenden Länder. Es dürfte ehm nicht jedem bekannter Zufall sein, daß die Farben Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Feinde rot-blau-weiß sind und zwar: England weiß, durch ein rotes Kreuz in vier Felder geteilt, von denen das Feld oben am Plagenstoch ein rotes Tripelkreuz auf blauem Grunde zeigt, Frankreich lila, wie bekannt, die Farben blau-weiß-rot senkrecht zum Fahnenstoch, Rußland blau-weiß-rot in wagerechten Streifen, Serbien rot-blau-weiß gleichfalls in wagerechten Streifen und

Montenegro weiß-blau-rot wogerecht. Hierzu gesellt sich Belgien schwarz-gelb-rot senkrecht zum Fahnenstock. Durch den Eintritt Italiens zu unseren Feinden ist nun diese blau-weiß-rote Harmonie gestört und außerdem der Weg zu Verwechslungen gegeben, indem nämlich die Landesfahne des Königreichs Ungarn die Farben rot-weiß-grün in wagerechten Streifen als Landesfarben zeigt, hat Italien die gleichen Farben in umgekehrter Folge grün-weiß-rot und senkrecht zum Fahnenstock. Daß das Kaiserreich Oesterreich schwarz-gelb und Deutschland schwarz-weiß-rot seine Farben nennt, ist allgemein bekannt. Ein schönes Bild, wie die drei Fahnen der treuen Bundesgenossen Deutschland, Oesterreich und Ungarn ihren tapferen siegreichen Heeren voranschweben, gibt z. B. das Titelbild zu Bong's illustrierter Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/15 in Wort und Bild“.

**Wahrheit und Dichtung aus den Kämpfen auf Gallipoli.** Englische Blätter klagen über die Kriegslügen, die bei der großen Landung der Verbündeten in der Nähe von Sedd-il-Bahr von türkischer Seite angewandt worden sind. Die Maschinengewehre der Osmanen waren hinter Büschen versteckt und die Bedienungsmannschaften hatten nicht nur Hände und Gesichter grün gefärbt, sondern sie waren auch unter Blattwerk völlig verhängt. Die Schwierigkeit der Landung erhöhten Kanus, auf denen sich türkische oder deutsche Scharachüben befanden, die über beträchtliche Munitionsmengen und Lebensmittel für mehrere Tage verfügten. Scheinen diese Einzelheiten den Tatsachen zu entsprechen, so gehen manche andere, von der englischen Presse berichteten Dinge wohl eher auf Erzählungen am Lagerfeuer zurück, die nicht immer auf geschichtliche Treue Anspruch machen können. So soll sich z. B. eines Abends ein Arzt den englischen Verbandplätzen genähert und sich unter der Hand nach Verlust und Stärke der ausgeschifften Truppen erkundigt haben, bis einem indischen Australier eine kleine Ungenauigkeit in der Uniform des Sanitäts-offiziers auffiel und dieser als Deutscher festgestellt wurde!! Australische Soldaten wollen auch beobachtet haben, daß dunkel-farbige Männer vor ihren Linien erschienen und mit einem lauten „Salaam, Sahib, wir sind Punjabis“ den Wunsch äußerten, zu den Gegnern überzugehen. Als sie plötzlich herüber gelassen worden waren, stellte es sich heraus, daß die vermeintlichen Inder schwarz geschnitzte Türken und — natürlich! — Deutsche waren, die sich auf diese Weise in die britischen Linien hätten einschleichen wollen. Eine dritte, in den Reihen der Expeditionstruppen umlaufende Ränbergeschichte berichtet, daß eines Morgens eine Gruppe englischer Krankenträger mit Tragbahnen vor den britischen Schützengraben aufgetaucht wären; der führende Arzt wäre kucklos auf die auf ihn gerichteten Gewehre zugegriffen und hätte die wachhabenden Mannschaften aufgefordert, seinen Transport durchzulassen. Selbstverständlich seien auch die Sanitäter Deutsche und Osmanen gewesen, die auf ihren Bahnen nur Munition und Maschinengewehre beförderten, um sie an einer günstigen Stelle hinter der britischen Front aufzustellen.

**Die Weichselindianer.** In diesem Sommer lebten auf dem in diesem Kriege so berühmt gewordenen Weichselstrom die wetteggebräunten, halbnackten Hissaken, die man wohl mit Recht die Weichselindianer genannt hat. Die Hissaken sind die Führer und Lenker der Holztratten und bilden sonst während der Sommermonate eine ständige Erscheinung auf dem Weichselstrom. Die Tratten werden im Innern Russisch-Polen's zusammengefaßt und bestehen aus 30-40 großen Tafeln verschiedener Lang- bzw. beschlagener Hölzer. Die einzelnen Baumstämme werden durch starke Quereisen zusammengehalten und die Tafeln durch Seile verbunden. Eine Tratt bedeckt eine ziemliche Strecke des Stromes und ist durchschnittlich 10 Meter lang und 20-30 Meter breit. In beiden Enden sind lange Ruder befestigt, durch die das Floß gelenkt wird. Auf den Tratten erblickt man eine Anzahl niedriger Strohhütten, in denen die Hissaken ihre Dabeisigkeiten unterbringen und ihr Nachlager auf Stroh finden. Drei bis vier Mann müssen sich in den engen Raum einer solchen Strohhütte teilen. Auf manchen Tratten erheben sich größere Holzhütten; das sind die Wohnungen der Trattenbesitzer bzw. Führer. Die Hissaken stammen weit aus dem Innern des Jarenreiches und aus Galizien. Ihre Trachten zeigen bei aller Dürftigkeit eine große Vielfältigkeit. Mit Vorliebe kleiden sie sich mit abgelegten preussischen oder russischen Uniformen. In Thorn haben sie ihren Sammelplatz am Altstädtischen Markte am Kopernikus-Denkmal, an dessen Stufen sie in der Sonne liegen und ihr frugales Mahl einnehmen. Es besteht zumeist aus Salzhering und Brot, und ein icktiger Schluß Hossmannstropfen macht den Beschluß der Mahlzeit. Auf der Tratt bereitet sich der Hissak auch eine warme Suppe oder ein Gericht Kartoffeln in primitiven Kochtöpfen auf einem durch ausgeschüttete Erde gebildeten Herd. Auf jeder Holztratt wird durch eine große Tafel an einer Strohhütte der Name des Besitzers und des Trattenführers kenntlich gemacht. Eine Tratt ist im Durchschnitt von zehn Hissaken besetzt.

**Ein neues Rattenvertilgungsmittel.** Gemäß Untersuchungen, die vom Kaiserlichen Gesundheitsamt kürzlich über die Bekämpfung der Rattenplage angestellt worden sind, werden Meerzwiebeln (*Scilla maritima*) als wirksames Rattengift empfohlen. Nach der von der Behörde herausgegebenen Broschüre soll frisch ausgepreßter Meerzwiebelsaft mit einer Verwässerung von

Eigeln und Olivenöl zu gleichen Teilen mit einem feinen Gemenge von frischen Backlingen mit gedörtem Weißbrot gemischt werden. Zur Verbedung des Geruches und zur Köderung der Tiere dient ein Zusatz von Moschus und Anisöl. Nach einer andern Vorschrift geröstetere man die frischen Meerzwiebeln, indem man sie durch eine Packmaschine durchgehen läßt und verarbeitet sie mit gleichen Teilen Bleich- oder Leberwurst und Mehl zu einem Teig, den man wie einen Pfannkuchen bäckt und dann mit Zucker bestreut. Wichtig ist, daß nur frische Meerzwiebeln benützt werden.

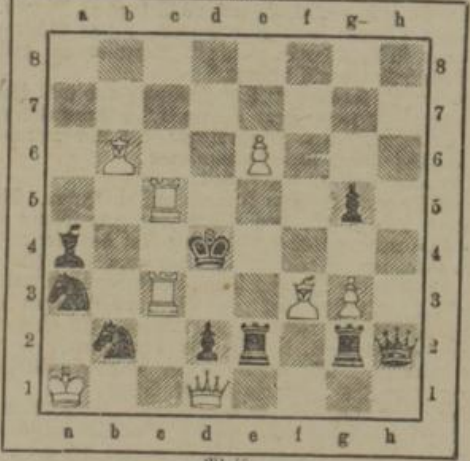
**Büchertisch.**

— **Wild, Schuster, Der Humor im Weltkrieg.** Sammlung ausgewählter, zeitgemäßer Kriegs-Spottbilder. 64 Seiten in zweifarbigen Umichlag. Ladenpreis 40 Pf. (Verlag v. Pridaris, Mainz). — Die Sammlung enthält eine große Anzahl vorzüglich ausgeführter Spottbilder, die die Volkstimmung getreu widerspiegeln und aller Welt zeigen, wie das deutsche Volk über die Großmäuligkeit seiner Feinde, die Deutschland zerstüßeln und den Deutschen Kaiser zum „Marquis de Braudenbourg“ herabdrücken wollen, denkt. Der behagliche deutsche Wit und der gemüthliche Humor nehmten einen recht breiten Raum ein, so daß es nicht nur von der Wucht und Trefflichkeit der deutschen Spottgeißel, sondern auch von der Gütmüthigkeit des deutschen Volkes Zeugnis ablegt. — **Wir Barbaren.** Anekdoten und Begebenheiten aus dem Weltkrieg. Mit Beiträgen von Rudolf Gudon und Ernst Lehren. v. Holzogen. Herausgegeben von Karl Duenzel. Leipzig, Desse & Poeser Verlag. 288 Seiten. Mit Bildbeigaben. — Der vorzüglich ausgestattete, reich illustrierte Band enthält eine Fülle von ersten und heiteren Erlebnissen aus dem Felde. Im Gegensatz zu jenen Anekdotenbüchern, die zum größten Theile mit Kolauern gefüllt sind, bringt das mit großer Sorgfalt zusammengestellte Buch fast ausschließlich Heldenskizzen und andere glaubwürdige Berichte. Der reiche Inhalt gliedert sich in folgende Abteilungen: „Weihnachten und Neujahr im Felde“ — „Im Schützengraben“ — „Velden und Kameraden“ — „Bunte Bilder“ — „Die Taheimgebliebenen“ — „Unser Feind“ — „Die Gefangenen“. Der bekannte Philosoph Rudolf Eucken und der im Felde lebende Dichter Ernst v. Holzogen haben prächtige Gaben ihrer Feder beigefeuert, und Karikaturen aus großen Witzblättern sowie treffliche Bilder nach Photographien erhöhen den Wert des Bandes.

— **Ritter, Tod und Teufel.** Kriegsgedichte von Rudolf Herzog. 160 Seiten mit Buchschmuck von Professor Helwe. Gebunden M. 2.—. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. — Wie Meister Ritter aus den deutschen Ritter zeigt, der Tod und Teufel spottend unterteilt dahimretet tapferen Herzogs, freien Mutes, so zeigt hier Rudolf Herzog deutschem Heldennut und deutscher Treue, deutscher Pflichterfüllung und deutschem Glauben in leuchtenden und tiefen Farben ein schönes Denkmal.

— **Arena.** Ein neues Fest ist erklungen. Es trägt die Nummer 11. Ist diese Oktav-Ausgabe von „Meer Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) auch nur eine Monatschrift, so ist sie doch vielen ein treuer Freund geworden, auf den man richtig warten, auf den man sich verlassen kann. Wer sich die wichtigsten Dokumente dieses Weltkrieges aufbewahren will, der kann zur „Arena“ greifen, die wir mit einer ständigen Kriegsausstellung vergleichen möchten, in der eine vornehme Stimme als Sprecher amtiert.

**Schach-Aufgabe.**  
Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Berstedrätsels in voriger Nummer:  
Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt.